

Eine kurze Epistel über den fränkischen Geist

Von Dr. Michel Hofmann

Lieber Freund Alois!

Warum sollte ich Dir böse sein, wenn Du aus Deinem altbayerischen Herzen keine Mördergrube machst und Deinen Unglauben so tapfer bekennst! Ich führe es auch gar nicht auf uralte Stammes-Ressentiments aus der Zeit Tassilos III. zurück, daß Du die geschichtliche Einheit des Frankentums von Flandern bis ins Fichtelgebirg, von Dünkirchen am Ärmelkanal bis Hohenberg an der Eger bezweifelst, weil Dir davon in bayerischen Schulen nichts erzählt worden ist. Du saßest allerdings nicht wie wir in Bambergs Altem Gymnasium zu Füßen des unvergeßlichen „Aufsatzbuch-Schmaus“, des königlich-bayerischen Gymnasialprofessors Dr. Johann Schmaus, der — selber ein Sohn der Oberpfalz — uns Söhnen des östlichen Frankenlandes diese Zusammenhänge ins Bewußtsein rief, nicht zuletzt durch sein Buch über „Geschichte und Herkunft der alten Franken“ (Bamberg 1912). Aber gerade dieser Buchtitel leitet wieder ein bescheidenes Wässerlein auf Deine Mühle und bietet Dir ein neues Postamentlein für Deine Skepsis. Denn Du meinst, Schmaus habe wohlweislich und absichtsvoll von den alten Franken geschrieben, und wir neuen Franken um Main und Regnitz seien damit noch lange nicht identisch, sondern vielleicht nur ganz äußerlich „gleichgeschaltet“; von den prominenten Urfranken des 4. Jahrhunderts, etwa von Baudo und Arbogast, ziehe sich kein roter (oder rotweißfränkischer) Faden zu den großen Franken von heute, etwa zum Rheinfranken Adenauer und zum Ostfranken Heuß.

Aber gerade diese beiden Männer sind Prototypen, sind evidente Beweise für die Kontinuität der fränkischen Geistes- und Seelenart durch anderthalb Jahrtausende. Vergleiche nur einmal das besondere „innere“ Profil des fränkischen Stammesmenschen mit jenem von ausgeprägten Vertretern der deutschen Bruderstämme! Was fällt Dir und Deinen altbayerischen Stammesgenossen an uns Franken auf? Zunächst vielleicht — paradox! — unsere „Unauffälligkeit“: wir haben — das zeigen unsere Sprache und unsere Lieder — unschärferé Konturen als die Altbayern, die Schwaben und die meisten Norddeutschen, wir sind sozusagen „unausgesprochener“, und dazu unberechenbarer, weil wir im Bann unserer Bewußtheit oft nicht natürlich-naiv zu reagieren scheinen. Das hat uns ja vor allem bei euch Altbayern eine schlechte Note eingetragen: ihr haltet uns für falsch. Ihr könnt euch dabei sogar auf ein fränkisches Selbstzeugnis aus dem 16. Jahrhundert berufen: der Begleittext zur ältesten Landkarte Frankens (Sebastian v. Rotenhan) sagt vom Frankenvolk, es sei „fallax et astuta“, also „verschlagen und scharfsinnig“.

Fast in jedem Konversations-Lexikon wird unsere Stammes-Eigenart auf den etwas gewaltsam vereinfachten Nenner gebracht: „Vorwiegen der Ver-

standeskräfte... Aufgeschlossenheit und geistige Beweglichkeit...“ oder der gleichen. Hier ist nun wirklich Wichtiges und Wesentliches gesagt. Und es lohnt sich, einmal Nutzen und Nachteil dieser Begabung anhand ihrer Folgen zu überdenken. Nur diese Gabe hat die alten Franken dazu befähigt, den Nachlaß der Spätantike mit fester und kundiger Hand zu übernehmen, treuhänderisch zu verwalten und an das durch ihre Macht und ihren Geist geordnete Abendland zu vermitteln: antikes Staatsdenken, die Reichs-Idee, das Christentum in seiner westlichen Prägung, das antique Bildungsgut. So fußt auf der fränkischen Gelehrigkeit ein Gutteil der Weltgeschichte. Dieser fanatische Lerneifer, diese Freude an der meist sehr gründlichen Übernahme und „Einverseelung“ von Fremdbeständen hatte aber auch zur Folge, daß sich die geistige und seelische Stammes-Physiognomie nicht mit jener eindeutigen Bestimmtheit und Schärfe ausformen konnte wie etwa jene der Altbayern oder der Schwaben oder der Westfalen. Also führte die Gelehrigkeit nicht nur zur Gelehrsamkeit sondern oft auch bis zur Preisgabe oder doch zur Verwischung des Eigensten, zum regelrechten Selbst-Verlust, für den — eine geradezu groteske Erscheinung! — der Mangel eines stammlichen Zusammengehörigkeits-Bewußtseins das vielsagendste Symptom ist.

Einsicht und Nüchternheit verwiesen den Frankenstamm nun seit je auf das praktische Wirken; das Bedürfnis nach Gemeinschaft und Geselligkeit bewahrte ihn vor einsiedlerischer Selbstversponnenheit und phantastisch-verstiegener Spekulation. Der Franke ist bei aller Klugheit kein abstrakter Philosoph, bei aller Frömmigkeit kein eigentlicher Theolog; er ist vorweg Pädagog, Philolog, Jurist, lebensnaher Praktiker, liebenswürdiger Vermittler, Interpret, im Wesensgrund also weniger ein platonischer als ein xenophontischer Typ. Die 24 000 moralisch-lehrhaften Verse im „Renner“ des Hugo von Trimberg, die unabsehbaren Schriftenreihen der fränkischen Humanisten, die vom Inhalt seiner umgestülpten Zettelkästen überwucherten Romane Jean Paul Richters, die einem chaotisch-kosmischen Himmel von Sternen verschiedenster Leuchtkraft gleichenden Gedichte und Lehrsprüche Friedrich Rückerts, das sind untrügliche Spiegel fränkischer Geistes- und Seelenhaltung, Marksteine am geschichtlichen Weg des Geistes durch Franken.

Selbstverständlich ist durch Nennung dieser paar Namen aus dem Bereich des Schrifttums das Gesamtbild nur sehr einseitig skizziert. Es gilt noch den stammes-typischen Erscheinungen auf allen Lebensgebieten — nicht nur im Staats- und Wirtschaftsleben, in der bildenden Kunst, in der Musik — nachzugehen und sie in das Gesamtbild einzuziehen. Aber auch dieses Bemühen droht an der drängenden Fülle, Menge und Farbigkeit der Gestalten zu scheitern, selbst wenn sich der Versuch einer Überschau nur auf das Frankenland und Frankenvolk um Main und Regnitz, also auf „Klein-Franken“ beschränkt und die größeren Stammesgebiete innerhalb und außerhalb der deutschen Grenzen unberücksichtigt läßt.

Lieber Freund Alois, verzeihe mir! Ich habe mich zwar nicht in die Hitze geredet, aber sozusagen in die Weite (und das ist wieder echt fränkisch!). Dafür sind Briefe freilich nicht der rechte Tummelplatz. Aber wenn Du Lust hast, dann komm zum großen Frankentag am 9. Juli nach Würzburg zu meinem Vortrag über fränkische Geistesgeschichte!

Mit den herzlichsten Grüßen!

Dein Michel Hofmann

Heimatforschung

Von Dr. Peter Schneider

Wer ein Kolleg über „Methode der deutschen und der fränkischen Heimatforschung“ ankündigt, von dem darf man erwarten, daß er bei Gelegenheit auch außerhalb des Kollegs über sein Unterfangen sich äußert, vor allem im Rahmen einer Sammlung wissenschaftlicher Aufsätze. Denn man könnte immerhin den Vorwurf erheben, hier werde eine neue Aufsplitterung bestimmter Zweige der Wissenschaft vorgenommen, oder gar, es werde ein unwissenschaftlicher Kult mit einem sentimental Begriff getrieben, ein Kult, der jedenfalls nichts mit dem Hörsaal einer Hochschule zu tun haben sollte.

Dieser Begriff wäre natürlich „Die Heimat“, und darum stehe an der Spitze meiner kurzen Ausführungen die Feststellung, daß die Heimatforschung, wissenschaftlich betrachtet, an sich noch nichts mit „Heimatpflege“ und nichts mit einer sittlichen oder staatspolitischen Auswertung des Heimatgedankens zu tun hat. Die Heimatforschung sieht die Begriffe „Heim“ und „Heimat“ rein sachlich, etwa so wie sie in Tacitus' „Boiohaemum“ oder in got. haims erscheinen. Natürlich kann die spätere empfindsame Auswertung des „home, sweet, sweet home“ selbst Gegenstand der wissenschaftlichen Betrachtung sein. Im übrigen muß man, wenn man die Berechtigung der Heimatforschung anerkennt, dies zugestehen, daß der Begriff Heimat „ichbezogen“ oder „wirbezogen“ ist. Insofern ist die Heimat etwas anderes als der Begriff „Geographische Einheit“, der ihm wohl am nächsten steht. Heimatforscher bin ich nur in meiner Heimat; geographische Einheiten kann ich betrachten oder erforschen auch außerhalb meines Geburtsortes oder meines ständigen Aufenthaltes. Daß bei diesem Tatbestand eine gewisse, sozusagen unwissenschaftliche Wärme herein spielt, muß als Phänomen in Kauf genommen werden. Ubrigens: Welche Wissenschaft kann denn überhaupt ohne Wärme, ohne Begeisterung für sie betrieben werden?

Da wir nun den Begriff der Geographie, der Erdkunde berührt haben, wird sich rasch etwas Wesentliches ergeben. Es liegt nahe, die „Heimat“ als einen Teil der Erdoberfläche zu betrachten — was sie ja auch ist — und damit die Heimatforschung als einen Zweig der wissenschaftlichen Erdkunde. Sicherlich